

Babylonische Zustände

- Überlegungen zum gesellschaftlichen Wandel

von Detlef Klöckner

2 | Diskurs

Warum sich ums Leben Sorgen machen? Keiner überlebt's!
(Truman Capote)

Man sollte das Leben nach Möglichkeit leicht nehmen, es genießen und sich nicht all zu viele Gedanken machen. Zumindest entsprach das der Alkohol geschwängerten Partylaune Truman Capotes, des Autors so eleganter Romane wie *Frühstück bei Tiffany*. Die Recherche zu *Kaltblütig* – der journalistischen Rekonstruktion eines grauenhaften Verbrechens – verschaffte ihm dann Einblicke in die Abgründe der amerikanischen Realität, von denen er sich nie mehr richtig erholt hat. Die Frage also, wohin man blicken darf, womit man sich konfrontieren muss, um nicht nur sagen zu können, man verstehe zu leben, sondern auch, man hat einige Lebenserfahrung und weiß, wovon man besser die Finger lässt, was zu ignorieren wäre, diese Frage stellt sich Jeder und Jedem anders. Egal, wie man es anstellt, es braucht immer ein Quantum kritischer Aufmerksamkeit für die eigene Umwelt und leidenschaftliche Teilnahme, um nicht neben das Leben zu geraten. Gerade jetzt wird das immer wichtiger, da sich das Alltägliche in einem rasanten Tempo zu ändern scheint. Dinge, die gestern noch für die Ewigkeit gedacht waren, sind heute bereits von der gesellschaftlichen Entwicklung überholt. Es ist deshalb an der Zeit, sich umzuschauen. Was macht unser Leben heute aus? Auf was haben wir uns einzustellen? Und nicht zuletzt: Stimmen unsere gewohnten Vorstellungen mit den Tatsachen überein?

Was sich an einer Gesellschaft wandelt, ist angesichts der Komplexität des Gegenstands schwieriger zu beantworten als es auf den ersten Blick scheint, zumal sich sofort Einschätzungsfehler einschleichen, wenn das vergangene mit dem gegenwärtigen Leben verglichen wird. Bekannt ist der Früher – war – alles - besser – Blick, der mehr die Vergänglichkeit eigener Erfahrungen berücksichtigt als verallgemeinerbare Prozesse unter die Lupe zu nehmen. Außerdem schwingt in Standpunkten, auch wenn sie überzeugend diskutiert werden, oft nur das flüchtige Echo einer subjektiven Entdeckung, die die Person eben erst gemacht hat und die in zwei Tagen wieder von anderen Einschätzungen abgelöst werden kann. Drittens, und das ist der vielleicht gravierendste Fehler, darf nicht übersehen werden, dass Interpretationen regionale und soziale Besonderheiten oft zu hoch gewichten oder zu unrecht übersehen. Phänomene, die nur eine begrenzte Bedeutung haben und die Gesellschaft als Ganzes kaum beeinträchtigen, werden dann überschätzt und einflussreiche Phänomene, die den eigenen Gewohnheiten nicht vertraut sind, in ihrem Einfluss verkannt.

Großstädte sind beispielsweise Hochburgen der Schwulen- und Lesbenkultur. Dies im Auge zu folgern, die Bundesrepublik hätte deshalb eine fallende Geburtenzahl, weil sich Homosexuelle explosionsartig vermehrt haben, be-

rücksichtigt zwar irgendwie die schwindende Geburtenrate, entspricht aber nicht dem Verhältnis von Homosexuellen und ausbleibenden Schwangerschaften. Ein im Osten der Republik nicht zu übersehender Rassismus gegen Schwarze rührt nicht daher, weil sich zu viele Afrikaner in den neuen Bundesländern angesiedelt haben - die Ausländerquote ist dort im Vergleich sehr gering - sondern eher davon, dass viele mit den Lebensverhältnissen seit der Wiedervereinigung nicht zu recht kommen. Es gibt dort so etwas wie einen Fremdenhass ohne Fremde. (Heitmeyer 2003) In Gestalttherapiekreisen, so könnte manchmal der Eindruck erweckt werden, ist man irgendwie auf den Glauben abonniert, man arbeite ausschließlich in Richtung von Progressionen, also für die Ausbreitung von Lebensumständen, die Selbstverantwortlichkeit und Individualität fördern sollen. Aber muss da eigentlich noch viel gefördert werden und wenn ja, was? Die angesprochene Haltung entspricht dem radikalen, auf das Individuum konzentrierten Ansatz der Gestalttherapie, mit dem man Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts engagiert auf der Bühne erschienen ist. In diesem (r)evolutionären Reflex verharrt eine mittlerweile alt gewordene Generation von Gestalttherapeuten bis heute, ungeachtet der Tatsache, dass vieles bereits umgesetzt ist, wofür man sich früher einsetzte, einige der geliebten Haltungen neu zu hinterfragen wären und sich Blickrichtungen und Herausforderungen in den Vordergrund gedrängt haben, die von der „68er“ - Generation stiefmütterlich übersehen wurden. Beispielsweise die Frage, wie viel selbstverantwortliche Individualität, Verunsicherung und Veränderungsdynamik tut dem Mensch eigentlich dauerhaft gut? Umgedreht: Wie viel Eingebundenheit, Stabilität und Gleichförmigkeit braucht es auch, um ein balanciertes Leben führen zu können?

Manche, die sich der Vielschichtigkeit solcher Fragestellungen stellen, sind ob der gegenwärtigen sozialpsychologischen Entwicklungen irritiert und äußern sich sehr vorsichtig. Wandelt sich überhaupt etwas, außer, dass kurzfristige Moden einander abwechseln und das Leben momentan einer gewissen Beliebigkeit unterliegt? Bleibt der traditionelle Kern des Soziallebens trotz zunehmender Unterschiede nicht einfach bestehen? Hat die Geschichte nicht gezeigt, dass viele Schwalben nur einen Sommer fliegen? Diejenigen, die mehr die voranschreitenden Entwicklungen im Auge haben, kontem dann gerne mit den vollmundigen Äußerungen unseres früheren Sozialministers Blüm, der noch vor kurzem unverblümt behauptete: Die Rente ist auch für künftige Generationen sicher! Damit hat er sich aus heutiger Sicht, vergleichbar der Haltung einiger Gewerkschafter, vom unverzichtbaren Sozialstreiter zum unverbesserlichen Starkopf gewandelt.

Es empfiehlt sich, diese und andere Polaritäten und Schwierigkeiten im Hinterkopf zu behalten, wenn man persönliche Beobachtungen anstellt und sich um Einschätzungen bemüht. Man tut wohl gut daran, hauptsächlich auf mehrfach bestätigte Phänomene zu schauen und Tatsa-

chen aufzugreifen, die anregen und nachdenklich stimmen und sich möglichst kontrastreiche Eindrücke von der Dynamik des gesellschaftlichen Feldes zu verschaffen. Menschen sozialer Berufe kommen gar nicht darum herum, eine Art ethnologische Feldforschung in der eigenen Umgebung zu betreiben, da die Themen und Aufgaben, die uns in der Praxis begegnen, Resultate ihres Umfelds sind. Die Dinge, die unser Leben ausmachen, lassen sich deshalb nicht sinnvoll bewerten, ohne sich (selbst)kritisch einzulassen und an dem teilzunehmen, was um uns herum stattfindet und auf uns einwirkt. Man konnte natürlich gute Gründe haben, sich von der Fußballweltmeisterschaft fern zu halten. Man hat dann aber auch nicht den Zauber dieser Tage gespürt, hat nicht erfahren, was Zuschauer aus aller Herren Länder an so einer Veranstaltung bewegt, was sie mit Leidenschaft erfüllt und was sie mit ihrer Freude und Enttäuschung daraus machen.

Im Folgenden möchte ich fünf Bereiche ansprechen und kommentieren, die einen gewissen zeitdiagnostischen Aussagewert haben:

1. Die multikulturelle Gegenwart
2. Die Individualisierung des Alltagslebens
3. Das diffuse Öffentlichkeits- und Kontaktverhalten
4. Die Emanzipation der Frauen
5. Die offene Beziehungskultur

Im Anschluss an diese Ausführungen kommen dann mehrere Autoren des Gestalt-Instituts Frankfurt am Main (GIF) in kurzen Vignetten zu Wort und sprechen jeweils ein besonderes Phänomen oder Thema an, das sie augenblicklich beschäftigt.

Die multikulturelle Gegenwart

Aus dem Mikrozensus 2005 des statistischen Bundesamts geht hervor, dass mittlerweile jeder Fünfte in der Bevölkerung einen Migrationshintergrund hat, Tendenz steigend. Daraus folgert das Amt kühl, Deutschland sei ein Zuwanderungsland. Führende Politiker können sich noch immer nicht zu dieser Erkenntnis durchringen, was angesichts der zunehmend babylonischen Bevölkerungszusammensetzung, der damit einhergehenden Bildungsmisere und einer dramatisch abnehmenden Geburtenzahl ein politischer Skandal ist. Spätestens seit der Wiedervereinigung verschläft die Bundesrepublik sämtliche relevanten Problemstellungen, so auch diese Entwicklungen.

Die Anziehungskraft des reichen Europa ist bei den finanzschwächeren Nachbarn und bei den ganz Armen in den letzten Jahrzehnten ins Unermessliche gewachsen. Das hat sich bis zu dem absurden Phänomen gesteigert, dass sogar illegal im Ausland lebende Bevölkerungsteile solcher Staaten mehr Geld in ihre Heimat transferieren, als die EU diesen Ländern als wirtschaftliche Finanzspritze zur Verfügung stellt. Die Geldströme illegal wie legal Zugezogener in die Heimat sind ein ernstes Problem für die Gastländer geworden, das sich wahrscheinlich nur darüber lösen lässt, den Gaststatus in einen Zivilbürgerstatus mit vollen Rechten und Pflichten umzuwandeln, den Emigranten dann mit der übrigen Bevölkerung des aufnehmenden Landes teilen. Es muss ein Anreiz für Sesshaftigkeit geschaffen werden, um der ausgeprägten Übergangsmentalität zugezogener Mitbürger entgegenzuwirken. Mitteleuropa bekommt ansonsten demographisch und wirtschaftlich immer größere Schwierigkeiten, wenn Einwanderung nicht gefördert und erleichtert wird. Bis dato stehen die Zahlen der Zuziehenden und Fortziehenden in keinem ausreichenden Verhältnis. Das statistische Bundesamt zeigt in seinen Statistiken seit Anfang der neunziger Jahre nur einen Überhang Bleibender von durchschnittlich 250.000 pro Jahr. Das ist zu wenig, um die Vergreisung der europäischen Gesellschaften mit ihren katastrophalen Folgen für die Sozialsysteme und das Sozialleben zu stoppen.

Wenn Deutschland die Welt nicht einlädt, sich bei uns nieder zu lassen, wird es in Zukunft einen erheblichen Arbeitskräftemangel geben, der zu einem weiteren Nachlassen der sozialen Sicherungssysteme beiträgt. Da eine forcierte und gezielte Zuwanderungspolitik ökonomisch notwendig ist, wird sich die deutsche Gesellschaft aber viel mehr noch als bisher zu einer Mixtur aufschichten, die lange brauchen wird, um ein neues, in sich stimmiges Sozialwesen zu reorganisieren. Das gängige Deutschlandbild wird in absehbarer Zeit passé sein und was an seine Stelle tritt, wird zunächst von einem bunten Nebeneinander vieler verschiedener Lebensvorstellungen geprägt sein, das sich erst noch finden und zu einer neuen Verbindlichkeit und Identität abstimmen muss. Vorübergehend werden sich große Bevölkerungsteile mit einem sozialen *Pidgin* behelfen müssen, einer abgespeckten und undifferenzierten Verkehrssprache, um sich wenigstens oberflächlich zu verstehen und miteinander Beziehungen zu pflegen. Man kann dieses Phänomen bereits daran beobachten, dass lokale Dialekte immer mehr von einem ser-

bo-kroatisch-türkisch-italienisch angehauchten Zungenschlag abgelöst werden. Zumindest ist das in Großstädten zu beobachten. Dialekt spricht man bevorzugt in der Unterschicht und die neue Unterschicht wird mehrheitlich von den Zugezogenen gebildet.

Die Individualisierung des Alltagslebens

Der Mensch der Spätmoderne braucht erstmals keine Familie mehr, um sich zu reproduzieren und keine Beziehungspartner, um dauerhaft seine emotionalen Bedürfnisse zu befriedigen. Es reicht, vorübergehende Anschlüsse zu erzeugen und kontextuell begrenzte Möglichkeiten aufzugreifen, um das notwendige Maß an Sinn und Geborgenheit zu erleben. Der Prozess der *Individualisierung* und *Enttraditionalisierung* (Beck 1986) schreitet demnach voran. Zu glauben, die Auflösung traditioneller Strukturen und eingespielter Zusammensetzungen würde das Gesicht und das Wesen einer Gesellschaft nicht verändern, wäre verwegen. Soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit innerhalb der Gesellschaft löst sich aber nicht auf. Im Gegenteil, der Abstand von ‚oben‘ und ‚unten‘ wird nicht geringer, was die Verteilung von Gütern und die sozialen Chancen betrifft, er rekrutiert sich nur anders. Die Mehrheit der Neubürger steigt unten in der Gesellschaft ein; anders ausgedrückt, die Muttersprache in Hauptschulen ist nicht mehr deutsch. Soziale Ungleichheiten gehören offenkundig zu den dauerhaft hervorgebrachten Bedingungen, die durch neue soziale Milieus und Lebensstile nicht nivelliert werden. (Hradil 1987) Veränderungen bewirken aber auch immer neue Ungleichheiten und Ungleichbehandlungen und alte Ungleichheiten bleiben unter der Oberfläche spürbar und abrufbar.

Das Bemühen um Gemeinschaftssinn (Bourdieu 1987) und um gegenseitige Anerkennung (Bourdieu 1983) erhält eine vorrangige Bedeutung. Das könnte im ungünstigen Fall der weiteren Entwicklung zur Verleugnung von beiden Aspekten führen wie in den USA, wo der individuelle Freiheitsgedanke und der Mythos, sich vom Tellerwäscher zum Millionär heraufzuarbeiten, nebeneinander ganz oben auf der Skala der verbindenden Werte stehen. Die häufig gestellte Frage, wie viele Dollars man verdiene, ist dort keine Indiskretion, sondern Ausdruck des materiellen Strebens, das vereint. Manche Soziologen sehen darin aber auch ein Indiz für eine Gesellschaft, die sich an ihren eigenen Prinzipien verschluckt, die hochtourig produktiv ist und das Drehen des

4 | Diskurs

Hamsterrads mit gesellschaftlicher Kraft und Entwicklung verwechselt. Die Abstände zwischen den Milieus, Lebensstilen, arm und reich sind in den USA, das sich als Beobachtungsgegenstand für uns anbietet, natürlich nicht eingeebnet.

Die soziale Schere geht durch das Ausdünnen des Mittelstandes und die Verschiebung der Alterspyramide in Zukunft weit auf. Die Lebenslagen hinsichtlich des Wohlstandsgrades in der Bundesrepublik bewerten sich bisher nicht so recht an Kategorien wie ‚Armut‘ und ‚Reichtum‘, da die Meinungen, wer und was als arm oder reich zu bezeichnen ist, auseinander gehen. Es trifft mittlerweile wohl eher zu, dass weniger die Einkommensunterschiede zu sozialen Ungleichheiten führen, sondern wer und was mit einem bestimmten Einkommen auskommen muss und, viel entscheidender noch, wie sich die Vermögensverhältnisse darstellen. Wenn die Lebensunterhaltskosten steigen und gesetzliche Regelungen zu Preisbindungen gleichzeitig ablehnen, das soziale Sicherungssystem nachlässt, wird der individuelle Finanzierungsspielraum der Lebensgestaltung immer offensichtlicher von bereits vorhandenem Kapital abhängig. Ohne (vererbte) Ersparnisse und Grund und Boden bedeutet gering werdendes, Kaufkraft gesenktes und stärker beanspruchtes Netto-Einkommen ungünstigere Wohnverhältnisse, schlechtere Gesundheitsversorgung, geringere Bildungs- und Ausbildungschancen und ein insgesamt von Überlebensanstrengungen gestresstes und verödetes Beziehungsleben.

Es besteht kein Konsens darüber, wer wie für wen aufzukommen hat, da der Abbau des Sozialstaates und die individuellen Wahlfreiheiten parallel voranschreiten. Die in der Gesetzgebung verankerte soziale Verantwortung, die der Staat in Form einer Ausgleichs- und Abgabenlogik einfordert, muss den Verhältnissen angepasst werden. Es ist nicht länger verwunderlich, dass unter dem verschobenen Horizont der sozialen Erfahrungsfelder Generationen erwachsen, die zuvorderst pragmatisch denken und handeln, die sich bar eng gesteckter Ideologien und frei von den Wertvorstellungen ihrer Eltern ihren eigenen Wertemaßstab puzzeln; sich deutlich leistungsbereiter ihre persönliche Aufstiegsperspektive und passende soziale Nische für ihre Bedürfnisse suchen. Die jungen Erwachsenen betreiben laut den Ergebnissen der jüngsten Shell – Studie sozusagen ein positiv ausgerichtetes, aktives *Umweltmonitoring*, d.h., sie suchen ihre Umwelt selbständig auf Chancen und Risiken ab und betreiben dies mit einem unbefangenen Verhältnis

zu deutschen Sekundärtugenden wie ‚Fleiß‘, ‚Leistungsbereitschaft‘, ‚Verantwortung übernehmen‘, sofern es ihren Ambitionen entspricht. Wobei dieser selbstbewusste Trend besonders durch die weibliche Jugend geprägt wird, die optimistischer und durchsetzungskräftiger denn je ihre Chancen wahrnimmt. (Hurrelmann/Albert 2002)

Jeder Mensch steht heute vor der grundlegenden Entscheidung, ob er lieber alleine durchs Leben ziehen will und sich flexibel beruflichen Anforderungen anpasst, - der enorme Anstieg von *Single* - Haushalten in der Bundesrepublik ist eine aktuelle Antwort darauf – eine Partnerschaft und gemeinsames Dach über dem Kopf anstrebt und darüber hinaus auch noch wagt, eigene Kinder groß zu ziehen und sich um alt werdende Eltern zu kümmern.

Das diffuse Öffentlichkeits- und Kontaktverhalten

Was soll man eigentlich von einer Gesellschaft halten, in der Frauen bevorzugt in Unterwäsche auf die Straße gehen und Männer in glänzenden Trainingsanzügen im Restaurant anzutreffen sind? Muss man sich Sorgen machen, wenn jeder Zweite, kaum, dass ein Zug angefahren ist, einem Angehörigen per Handy verkündet, dass er jetzt doch wahrhaftig im Zug sitzt, der soeben angefahren sei und er, wenn nun alles gut geht, in circa einer Stunde am Zielort sein wird - „aber du weißt ja, auf die Bahn ist kein Verlass!“ - und man dann noch einmal anrufen sollte, um zu besprechen, ob es nicht schon wieder etwas nicht zu besprechen gäbe? Wie ist das einzuschätzen, dass beinahe jeder, egal wo, lauthals mit Nicht-Anwesenden über Funk quasselt, dafür viele beim Betreten eines Ladens nicht mal mehr das Personal grüßen, geschweige denn überhaupt noch in Geschäfte gehen wollen, wo es noch Verkäufer gibt? Beliebter sind mittlerweile anonyme Ausschüttstationen von Backwaren, etc und noch anonymere Internet-Verkaufsportale. Das Kontaktverhalten und die Unterscheidung in Öffentlichkeit und Intimsphäre werden zunehmend unklarer.

Der Fortschritt und die Verbreitung von Kommunikationstechnologie schreiten rasant voran und führen zu grotesken Verhaltensmustern. Mittlerweile geraten Menschen schon in Panik, wenn sie ihr Handy zu Hause vergessen haben. Sie verhalten sich wie starke Raucher, denen die Kippen ausgegangen sind. Die Vorstellung, dass die Erfahrung des Jetzt eine Erfahrung des Hier

voraussetzt, teilen zunehmend weniger. Unmittelbare Begegnungen in einem raumzeitlichen Zusammenhang und mediale Kontaktformen sind zu gleichwertig konkurrierenden Kommunikationswelten geworden. Durch den exzessiven Gebrauch der vorhandenen Technik verlieren sich soziale Umgangsformen, PC und Handy gehen fast immer vor. Wer verlässt noch einen Raum, wenn er einen Anruf erhält, geschweige denn, wer senkt noch seine Stimme, um Anwesende nicht zu stören?

Die Schamgrenze zum Privaten und Intimen wird rücksichtslos eingerissen. Durch die epidemische Verbreitung des neuen Mediums ist niemand mehr allein und doch jeder nur für sich, weil kaum noch kontextuelle Gebrauchsunterschiede gemacht werden. Das Telefonieren im öffentlichen Raum, der mal für öffentliche Angelegenheiten und öffentliches Benehmen vorgesehen war, hat einem quasi psychotischen Autismus Platz gemacht. Das eigene Tun findet immer weniger auf einer als Öffentlichkeit akzeptierten Bühne statt, als in einer Art vernetzter Selbstbezogenheit ohne Unterscheidung des Ortes. *Fernanwesenheit* ist der dazu passende Umgangsbegriff. Es macht den Rhythmus von Kontakt und Distanz zu einer überkommenen Relation älterer Generationen. Niemand ist mehr wirklich abwesend, aber auch zunehmend nicht mehr richtig anwesend, dafür unkonzentriert hier und dort auf verschiedenen Kanälen. Das Bestreben nach ständiger Erreichbarkeit in der Mobilität überwindet die herkömmliche Erfahrung der Privatsphäre und der Verlässlichkeit. Absprachen werden schnell getroffen und spontan wieder fallen gelassen, Flexibilität beim Gesprächspartner wird vorausgesetzt. Wann darf man sich gestört fühlen? Wenn einem ein Fremder mit Mikro am Mund Dinge ins Gesicht brüllt, die man nicht hören will und die nichts mit einem zu tun haben? Wenn jemand zum falschen Zeitpunkt anruft?

Die mediale Verfügbarkeit steht in einem schlechten Verhältnis zu den psychosozialen Verarbeitungskapazitäten und der Erfahrung körperlich präsenten Kontakts. Ein Tag hat weiterhin nur 24 Stunden und stellt viele verschiedene Anforderungen, so dass nicht jede Sache mit der gleichen Konzentration, Leistungskraft und sofort erledigt werden kann. Ein diachroner Dialog erfordert ein Einstellen auf den Anderen, Zeit und Muse, Nachdenken und Nachspüren und ein Verlangsamen der psychischen Aktivität. Die elektronischen Medien übergehen diese Voraussetzungen und beanspruchen ein Kommunikati-

onsverhältnis aus Beschleunigung und stetem, möglichst nicht versiegenden Kommunikationsfluss. Sie sind daher keine Hilfen für Kontakte aus Fleisch und Blut, aber sie erleichtern Kommunikation. Vernetzt lässt sich mit jedem ‚per Du‘ sein und verringert sich die Intensität von Kontrasten und Gemeinsamkeiten. Anfang und Ende des Dialogs sind die Domäne einer singulären Entscheidung. Wer nicht mehr will, kann sich ungehindert ausklinken. Sind dagegen alle Sinne angesprochen, stehen Zwei zum Anfassen voreinander, produziert das Erfahrungsfeld ganz andere Tatsachen und Konsequenzen. Eine Begegnung, schon gar eine wohlthuende und bereichernde, gelingt dann nicht mit Jedem und auch nicht die Überwindung unangenehmer Situationen. Man kann nicht einfach abschalten.

Verbindliche Regelungen, wann Zeit für Arbeit und wann freie Zeit ist, bestimmen den sozialen Rhythmus einer Gemeinschaft. Zeitordnungen sind Vereinfachungen und kollektive Konzentrationen des Sozial- und Beziehungslebens. Die eingesetzte Erosion von Zeitgebern, insbesondere in den Metropolen, führt zu einer Nonstop – Gesellschaft mit erheblichen *Desynchronisationen* im privaten und öffentlichen Raum. (Eberling/Henckel 2002). Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass durch den Rückgang industrieller Tätigkeiten viele technische Voraussetzungen für Schicht- und Nachtarbeit entfallen, Dienstleistungsbetriebe die freigeordneten Zeitfenster traditioneller Ruhephasen aber übernehmen. Jeder arbeitende Mensch mit zeitlich verschobenem Tagesablauf trägt in der Folge durch sein Bedürfnis nach Freizeitangeboten und Serviceleistungen zu einer weiteren Verschiebung von Angebotszeiten bei, die Daueröffnung von Gaststätten, Kultureinrichtungen und Einkaufsläden ist die logische Konsequenz. Diese Spirale verwischt Zeitzonen und zerstört lokale Rhythmen zugunsten individueller Motivationen. Hintergründig ergreift sie schleichend Besitz von der Tabuzone der Privatsphäre. Im Endeffekt bleibt weniger Spielraum für private Beziehungen, wenn das Öffentliche nicht mehr ruht und das Private öffentlich geworden ist.

Insgesamt zerstückelt und verarmt der Verlust Takt gebender Regulierungen das Zusammenleben, die soziale Synchronisierung von Beziehungen nimmt ab. Der so anonymisierte Einzelne kann unter *open 24 hours* – Bedingungen seinen Lebenslauf an gemeinsamen Werten und Eckdaten vorbei gleiten lassen. Inmitten der Gesellschaft gerät eine wachsende Zahl individueller Monaden, die sich vom Gesellschaftsgefüge

nur noch peripher beeinflussen lassen, in psychosozialen Rückstand.

Desynchronisierte Freiräume bergen die Gefahr, dass die ursprüngliche Bedeutung einer demokratischen Gesellschaftsorganisation verloren geht. Die Rücknahme zeitlicher Taktgeber führt unweigerlich zum Verlust sozialer Muster und zur Ausweitung politischer Abstinenz, weil es schwieriger wird, verbindliche Übereinstimmungen zu erzielen und mit Ansprache bis in die Köpfe der Bevölkerung vorzudringen. Diese Individualisierungsfalle endet, ungebremst, in *Analphabetisierung* und *Provinzialisierung*. Die öffentliche Kommunikation unter jederzeit - Bedingungen verkleinert ihre Maßstäbe auf einfache und wenige lokale Anregungen und Zeichen, die in den privaten Leben Vereinzelter und kleiner *Peer Groups* Gehör finden. Die Wahrnehmung von Differenzierungen und übergeordneten Gesichtspunkten bleibt dann für große Teile der Gesellschaft verschwommen und die von außen unregulierten und ungestörten privaten Beziehungskontexte entwickeln, jenseits des *Common Sense* und vom Rand der Gesellschaft her, Formen zunehmenden sozialen Analphabetismus.

Es würde die kulturelle Basis einer Gesellschaft nach unten korrigieren, wenn höherrangige Motive des gemeinsamen Lebenssinns aus der öffentlichen Diskussion verschwinden. Die Mehrheit käme über eine *orale Verstrickung* in engstirnige persönliche Lebensverhältnisse nicht mehr hinaus. Die Ungebildetheit würde zunehmen und zu einer Ausbreitung retrofektiver, auf sich selbst bezogener Leidenschaften beitragen, weil isolierte Individuen primär auf sich selbst reagieren und ihre Beziehungen mehr von kurzfristigen Bedürfnissen und Kontaktimpulsen geprägt wären als von Bindungsmotiven.

Die Emanzipation der Frauen

Das Nürnberger Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung (IAB) stellte vor kurzem fest, dass Frauen ihre früheren Bildungsdefizite weitgehend aufgeholt haben und junge Frauen ihre Berufschancen bereits zielstrebig ergrreifen als Männer. Das Bildungsniveau der Männer stagniert und ihre Einkommensquote befindet sich seit Jahren im Sturzflug. Auf dem Arbeitsmarkt der Zukunft wird die Frau als starkes Geschlecht dastehen, weshalb ein gigantisches Förderprogramm eingesetzt hat - von der EU *Gender mainstreaming* genannt und von der Bundesregierung in ihrer *Gleichstellungspolitik* berücksich-

tigt - die Hürden für Frauen weiter zu beseitigen. Das Jahr 2010 wird als Datum gehandelt, das in Deutschland den Umbruch demographischer und ökonomischer Verhältnisse einläutet, die die tradierten Geschlechterstereotypen aushebeln werden. Männer können sich dann nicht länger darauf ausruhen, dass ihre Partnerinnen finanziell abhängig sind und Frauen am Arbeitsplatz keine Konkurrenz bedeuten. Für ausbleibenden Aufstieg stünde im Gegenzug für Frauen die Ausrede von der Benachteiligung dann nicht länger zur Verfügung.

Emanzipatorische Veränderungen, die das heutige Sozialleben prägen, gehen auf das Konto der Sozialbewegungen der siebziger Jahre. Diese Ansätze probierten Lebensalternativen nach dem Prinzip des *learning by doing* und dreißig Jahre später kann gesagt werden, dass sich daraus eine liberale Selbstverständlichkeit etabliert hat. Deutsche sind nach einer internationalen Vergleichsstudie der amerikanischen Trendforscherin Marian Salzman das sexuell freizügigste Volk, haben am ungehemmtesten Sex und sind am offensten und experimentalfreudigsten, was den Umgang der Geschlechter miteinander betrifft. Die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau scheint in Deutschland am fortgeschrittensten. Der Eindruck täuscht also nicht, dass in der Vergangenheit eine freizügige Generation herangewachsen ist. Und der begonnene Trend zur Umkehrung traditioneller Rollenmuster setzt sich fleißig fort, wie die Ergebnisse der neuesten Shell – Studie (Hurrelmann/Albert 2002) bestätigen. Die derzeitigen Alterskohorten der 12 bis 25 Jährigen zeigen bereits reziproke Daten zwischen den Geschlechtern, die Vergleichsstatistiken vor fünf Jahren noch nicht aufgewiesen haben. Im Durchschnitt haben junge Frauen jungen Männern im Stand ihrer Ausbildung, im Selbstbewusstsein und ihren psychosozialen Kompetenzen den Rang abgelaufen. Dass die höheren Bildungsqualifikationen bei den Mädchen und Frauen liegen, hat einige Konsequenzen. Die Chancen auf dem Arbeitsmarkt werden sich verschieben und damit auch die Qualität der Gleichberechtigung; eventuell dann auch die Definitionsmacht zugunsten ‚weiblicher‘ Gewichtungen der Lebensorganisation im öffentlichen wie im privaten Raum.

Die offene Beziehungskultur

In Deutschland gibt es laut dem Mikrozensus 2005 immer mehr Haushalte, die im Durchschnitt immer kleiner werden. Single-Haushalte

6 | Diskurs

sind mittlerweile der häufigste Haushaltstyp in der Bundesrepublik. Besonders beliebt sind Single-Wohnformen bisher bei den 25 bis 45 Jährigen. Der Anteil kinderloser Paare steigt dramatisch und der Trend zu nichtehelichen, kurzfristigeren Lebensgemeinschaften hält an. Damit setzt sich die Abkehr von traditionellen Lebensformen trotz des Emigrantenzustroms zugunsten wechselnder Beziehungen fort. Diese Daten sind Markierungen einer Melange sozialer Veränderungen, die in komplexer Weise miteinander verquickt sind. Ich möchte dies an mehreren Aspekten verdeutlichen.

Das Bevölkerungswachstum in Europa verlangsamt sich und ist in Deutschland erstmals sogar leicht rückläufig. Deutschland gehört mittlerweile zu den geburtenschwächsten Ländern der Welt. Wenn sich der Wunsch nach eigenen Kindern und die tatsächlichen Handlungen dazu in den nächsten Jahren nicht in ein passendes Verhältnis umkehren, droht Europa ein rapider Bevölkerungsschwund. Prognosen gehen von einem Rückgang von über 80 Millionen Menschen bis zum Jahr 2020 aus, sofern die augenblickliche Rate von ca. 1,5 Geburten pro Frau nicht wieder zunimmt. Die Alterspyramide dreht sich allmählich auf den Kopf. Dieser Negativ-Trend ist selbst durch eine forcierte Einwanderungspolitik nur zu mildern. Europäische Frauen werden von ihrer erstrittenen Autonomie, ihren Bildungs- und Karriereperspektiven verständlicherweise nicht ablassen und von den Männern ist eine verzichtende Emanzipation in die häusliche Gegenrichtung im Augenblick nicht zu erwarten; jedenfalls nicht in genügender Anzahl, um mit der Übernahme von mehr väterlichen Hausmannspflichten einen statistischen Wachstumsunterschied zu erzeugen. Wenn beide Geschlechter alles vom Leben beanspruchen, wird die Option auf eine strapaziöse und einschränkende Elternschaft weniger gezogen.

Der Trend geht daher zu Paaren, die sich, wenn überhaupt, erst spät und zu wenigen Kindern entschließen und damit das Risiko eingehen, kinderlos zu bleiben, da sie die optimalen biologischen Bedingungen verstreichen lassen. Die Absicht, zunächst ein ausgedehntes eigenes Leben als junger Erwachsener zu führen, um ausgeprägte Selbstverwirklichungsansprüche und den angestiegenen Bildungs- und Karrierezielen beider Geschlechter gerecht zu werden, kollidiert mit dem Fahrplan zur Gründung einer Familie. Da seltener Umstände zur Elternschaft zwingen und auch undeutlich geworden ist, wann ein Mensch die nötige Reife dafür erlangt haben soll, wie dies

in traditionellen Gesellschaften rituell organisiert ist, bleibt es mehr oder minder dem Empfinden des Einzelnen überlassen, wann Er oder Sie sich selbst als motiviert und verantwortungsbereit empfinden. Aber wer weiß schon von sich in jungen Jahren, wann er erwachsen genug und bereit ist, wenn externe Notwendigkeiten und Signale für Entwicklungsschritte abnehmen und die wenigen vorhandenen großzügig übersehen werden dürfen?

Durch den verloren gegangenen Imperativ für eine bestimmte Sozialform und entsprechend geregelte Entwicklungsabläufe ist einer gewissen Dauerambivalenz in den Fragen um die gewollte Lebensweise und den rechten Zeitpunkt für eigene Kinder Tür und Tor geöffnet. Überhaupt sind ausgeprägte Ambivalenzen bezüglich der eigenen Entwicklung ein variantenreiches Merkmal der heutigen Beziehungskultur. Die Psychotherapie- und Beratungspraxis kennt dieses Phänomen seit Langem. Weitreichende soziale Defizite und grundlegende Verunsicherungen, was man vom Leben erwarten soll, erwarten darf und auch bereit ist, in konsequente Handlungen umzusetzen, gehören zu den vorherrschenden Problemstellungen hinter den Symptomen.

Es handelt sich bei den angeführten Daten also nicht um bedeutungsloses Zahlenwerk. Zurückgehende Elternschaft ist ein mächtiger Faktor bei der Umwandlung des Soziallebens, denn Elternschaft bindet zu einem erheblichen Grad, auch wenn sich dies in den beobachtbaren Trennungsfrequenzen und Scheidungsraten der Nachkriegsgenerationen nicht widerspiegelt. Paarbeziehungen verlieren so einen Verbündeten zur Untermauerung langfristiger Beziehungsziele. Man arrangierte sich Jahrhunderte auch wegen der eigenen Kinder, trat weiterhin als Elternpaar auf, auch wenn das Paar keinen Bestand mehr hatte, war sich Partner bis zum Tode. Heute bringt diesen aufopfernden Langmut, das Loslassen von entgegen gesetzten Lebensmotiven, nur noch eine Minderheit auf. Circa 200.000 Paare, mit oder ohne Kinder, trennen sich in der BRD pro Jahr.

Wenn es um die weitere Entwicklung des Beziehungslebens geht, bleiben Einschätzungen letztendlich unsicher. Die Zeiten sind nicht danach, die Abläufe sozialer Beziehungen sicher zu prognostizieren. Der Spätmoderne fehlen mächtige Normierungen, wie es lange Zeit die Familie war, um festzulegen, wie lange eine Beziehung stattfindet (bis dass der Tod euch scheidet), wie der Verlauf sein wird (vom Paar zu El-

tern, zum alten Elternpaar und Witwerstatus) und auch die Kraft zu besitzen, das Paar zusammen zu halten (Scheidung war nicht vorgesehen). Nichts von alledem hat noch Geltung. Die Menschen machen mittlerweile, was sie wollen (alles nur denkbare), so lange sie wollen (immer kürzer, aber dafür öfter) und mit wem sie es wollen (fast mit jedem und zunehmend mit sich alleine). Es fehlen also verbindliche soziale Schnittmuster, die voraussehbar und sicher durch das Liebesleben leiten, um einwandfrei sagen zu können, dies ist eine gute/richtige, dies eine schlechte/falsche Beziehung und sie wird so und so lange halten und diesen oder jenen Verlauf nehmen.

Man kommt selbst nicht um eine Beantwortung der Frage herum, welches Beziehungsmodell man bevorzugt und wie man das realisieren will. Nicht zu jedem Zeitpunkt des Lebens stellt sich die Frage gleich, nicht in jeder Beziehung und zu jedem Zeitpunkt einer Beziehung stehen die gleichen Freuden und Probleme im Vordergrund. Die Liebe, wird sie erfahren und hat sie sich erst mal in Beziehung gesetzt, wandelt sich und damit auch ihre Themen, Fragestellungen und Umgangsweisen. Beziehungspartner stehen im Laufe der Zeit vor charakteristischen Klippen der gemeinsamen Entwicklung, an denen sie scheitern können – mit dem Effekt des Stillstands oder der Trennung – oder an denen sie sich gemeinsam weiter entwickeln. Es steht heute jedem frei, was er in einer Beziehung sucht, und es stellen sich im Laufe der Zeit automatisch Herausforderungen. Niemand kommt umhin, sich zu entscheiden, wie weit er gemeinsam gehen will. Manche persönliche und manche beziehungsabhängige Transformationen sind nur erfahrbar, wenn man in einer Beziehung verbleibt, andere nur, wenn man immer wieder wechselt oder sich fern von Beziehungen aufhält. Um diese Unterschiede kommt man nicht herum. Sie sind Ausdruck der Offenheit und Wahlfreiheit spätmoderner Gesellschaften.

Neben einer Vielzahl kreativer und ausgleichender Selbsterfahrungskompetenzen benötigen Paare zum langfristigen Erhalt und zur Entwicklung ihrer Liebesgemeinschaft Vertrauen in den Partner und in sich selbst. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen heutiger Beziehungen tragen nur unwesentlich dazu bei, ein Paar sicher über die Klippen des Lebens zu bringen. Es ist nicht einfach, sich auf Dauer vertrauensvoll zu binden, die ‚besten Jahre‘ seines Lebens einem Menschen zu schenken und mit der Ungewissheit zu leben, vielleicht wäre eine andere Ent-

scheidung die richtigere gewesen. Dafür ist Selbstvertrauen notwendig, weil da zu bleiben ein steter Vorschuss in die Zukunft ist, der nicht auf Rückzahlung drängen kann und nicht vor bitteren Enttäuschungen feilt. Alleine zu bleiben vermeidet zwar mögliche Enttäuschungen, wirft aber andere Fragen auf. Was auch immer eine Lebensform an Chancen eröffnet und Widrigkeiten aufbürdet, sie offeriert immer etwas und lässt etwas anderes vermissen. Aufgrund der offenen Gesellschaftssituation kommt erschwerend oder erleichternd hinzu, dass man alle Lebensentscheidungen für sich selbst zu treffen hat, die vorhandenen Wahlmöglichkeiten von

dem beantwortet und verantwortet werden müssen, den es betrifft. Der Staat stellt heute umfassende Freiheiten zur Verfügung, er regelt aber nicht mehr viel. Das ist für manche das Paradies, für andere eine einzige Überforderung.

Literatur

Beck, U. (1995): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Gesellschaft. Frankfurt/M

Bourdieu, P. (1983): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M

- (1987): Sozialer Sinn. Frankfurt/M

Eberling, M./Henckel, D. (2002): Alles zu jeder Zeit? Die Städte auf dem Weg zur kontinuierlichen Aktivität. Beiträge des Deutschen Instituts für Urbanistik (difu), Bd.36

Hradil, S. (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Opladen

Hurrelmann, K./Albert, M. (Hrsg.) (2002): Die 14. Shell – Jugendstudie. Frankfurt/M